NEUE ZEITSCHRIFT FÜR MUSIK

Heft 7/8 / 117. Jahrgang *Hauptschriftleiter: Dr. Karl H. Wörner* *Juli/August 1956*
Schriftleiter für München: Prof. Dr. Erich Valentin

INHALT DES SIEBENTEN/ACHTEN HEFTES

Robert Schumann zum 100. Todestag am 29. Juli

Das vorliegende Heft erscheint als Doppelnummer für die Monate Juli/August.
Die nächste Ausgabe unserer Zeitschrift erhalten Sie als Nummer 9 im September

EMIL FLECHSIG (1808-1878)

Erinnerungen an Robert Schumann

Aus dem Manuskript erstmalig vollständig veröffentlicht von seiner Urenkelin Hilde Wendler

Einer meiner Bekannten von der Schule war auch Robert Schumann; gleich nach meiner Übersiedlung hierher [1]) 1822 wurden wir zusammengeführt als Mitschüler in der Tertia und als Nachbarn in der Burggasse. Sein Vater August Schumann war hier Buchhändler, hatte früher mit seinem Bruder Friedrich eine kleine Handlung in Gera gegründet; Firma Gebrüder Schumann siedelte 1808 hierher über, wohnte anfangs in Tittels Haus, woselbst Robert Schumann am 8. Juni 1810 geboren wurde (deshalb das Medaillon daran). Vater Schumann war ein intelligenter, betriebsamer Mann, schrieb seine Verlagsartikel großenteils selbst (eine Zeitschrift „Erinnerungsblätter", ein großes Lexikon von Sachse XIV Bände; übersetzte auch Lord Byron); ich habe ihn nie anders als arbeitend gesehen. Nach 1817 ward er sehr wohlhabend durch Walter Scotts Romane, welche er in schnellen Übersetzungen in Millionen Exemplaren über die Welt verbreitete; doch übertrieb er seine Spekulationen, als er anfing, die Klassiker der ganzen Welt zu drucken. Zwei ältere Brüder Robert Schumanns übernahmen später die hiesige Handlung und ein dritter eine Buchdruckerei in Schneeberg. Seine Mutter (exgente Schnabel) lockte mich bald ins Haus und hätschelte mich, da sie mich für einen passenden Kumpan für ihren Goldjungen hielt, und ich bin Hausbekannter daselbst geblieben bis zum Absterben der Alten. Den Knaben Robert fand ich in seinem 13. Jahr bereits als einen fertigen Klavierspieler vor, welcher sich auch schon öffentlich in Konzerten hören ließ. In der Schule war er ein mäßiger Kopf, mehr träumerisch und unachtsam. Was mir aber bald an ihm auffiel: er war von der absoluten Gewißheit beherrscht, künftig ein berühmter Mann zu werden — worin berühmt, das war noch sehr unentschieden, aber berühmt unter allen Umständen. Anfangs ging es eine Zeitlang auf die Philosophie los, gerade seine schwächste Seite, und mein Schellers Lexikon, das ich von ihm erkauft, trägt noch von seiner Hand eine große Menge gelehrter Zitate aus dieser Zeit; bald kam Heraldik an die Reihe, gleichfalls mit großem Eifer betrieben; später gerieten wir in die deutsche Poesie hinein und blieben darin stecken, und zum Versemachen und Deutschschreiben hatte er ein ganz entschiedenes Talent, wie auch noch aus der Sammlung seiner musikalischen Aufsätze deutlich hervorleuchtet. Gelegenheit zur Literaturkenntnis gab es für uns die Hülle und Fülle, das ganze Schumannsche Haus lag voll Klassiker, und wir durften uns die beschmutzten Exemplare aneignen (es sind noch einige vorhanden). Ein besonderes Gaudium war es, als der alte August Schumann, der an seinem Jungen einen Narren gefressen hatte, uns auch noch erlaubte, Sonntag nachmittags in seiner sonst sorgfältig verschlossenen Privatbibliothek zu verweilen, in der er alle klassischen Schätze der Welt aufgespeichert hatte. Welche delice für einen jungen Magen! Für mich ergab es bloß vermehrte Bücherkenntnis, für Robert zugleich einen Schatz zu künftigen Werken; die deutsche Lyrik erschloß sich ihm hier vollständig, und wie hat er sie in seinen Liedern ausgebeutet! Daneben nun Anfang zu selbständigen Arbeiten: er machte Liebesgedichte an ex- und nicht existierende Holde, fing an, Trauerspiele zu schreiben, gefiel sich namentlich im Vorlesen von Dichterwerken — er hat mich und Röller fast zu Tode gelesen —, alles mit höchstem Eifer. Denn das muß ich ihm zum Ruhme nachsagen: er war nicht nur der ehrgeizigste, sondern auch der fleißigste, unermüdlichste Mensch, den ich gekannt. Außer der wenigen Zeit, die er am Abend in einer Kneipe zubrachte, saß er den ganzen Tag vom frühem Morgen an über dem, was er eben vor hatte, und fast möchte ich dem Urteile Röllers über ihn zustimmen, daß er's zum großen Musiker gebracht hat vielleicht weniger durch Genie als durch eiserne Willenskraft. Doch hierüber lasse ich die Sachverständigen urteilen.

Da wir aus der Schule erfuhren, daß Poesie und Wein zusammengehören, versuchten wir es freilich auch, und wenn ich oft geäußert habe, daß

[1]) Zwickau i. Sa.



„CHORAL AUS ENDENICH"

Ein Sterbechoral, den Schumann in der Heil=anstalt in Endenich bei Bonn komponierte. Original im Besitz des Robert=Schumann=Museums in Zwickau.

ich im ganzen Leben keinen Champagner getrun=ken habe, so muß ich doch das Jahr 1826 aus=nehmen. Damals trieben wir auch diese Kunst, nobel zwar, nur über die Geldbeutel; ich meiner=seits konnte doch vermöge meiner Amtseinnahmen[2]) selbst bezahlen, wenn aber an Schumanns Mama eine Rechnung vom Konditor Miersch kam (vor dem Papa ward's vertuscht!), dann setzte es heftige Gardinenpredigten, die ich geduldig mit anhörte.

Noch war es damals ganz unentschieden, was der Knabe Robert werden sollte; der idealgestimmte Vater hatte wohl am Talent seines Sohnes die höchste Freude und wendete sich wegen seiner an Carl Maria von Weber; da aber beide Männer im Sommer 1826 starben, blieb die Sache in der Schwebe. Die praktischere Mama kannte zwar Ovids berühmte Warnungstafel nicht:

„Studium quid inutile tractas?
Mäonides nullas ipse reliquit opes!"

aber sie wußte um so besser, daß der Weg der Kunst ein gefährlicher und oft steriler Lebensweg sei, und bestand deshalb darauf, er solle Jurispru=denz studieren, Klavier aber zu seiner und anderer Erquickung nebenbei betreiben, soviel er wolle; ich meinerseits divinierte, er werde endlich in der Poesie steckenbleiben und ein leidlicher Schrift=steller werden; beide haben wir falsch geraten.

An Ostern 1828 verließ er die Schule, und als Kuriosum und Charakteristikum muß ich erwäh=nen, daß er für den Schulaktus sein Abgangs=gedicht nicht auswendig lernte, sondern total steckenblieb, mit höchstem Gleichmut. So feurig er am Klavier saß, so leicht und gleichgültig nahm er's in anderen Dingen.

In Leipzig wohnten wir nun von da an mitein=ander im Brühl[3]), er ließ sich als Jurist inscribieren, ich kaufte eine Mappe für ihn, und er schrieb sich bei Krug und Otto auf die Hörerliste; das ist seine ganze Teilnahme an der Akademie geworden und geblieben. Einen Hörsaal hat er sonst nie betreten.

Aber um so eifriger ging er jetzt, wo aller Schul=zwang gefallen, freiwaltend an sein künftiges Lebenswerk. Er nahm Klavierunterricht bei Wieck, der ihn immer „enragé" auf dem Klavier nannte, und mußte wieder Fingerübungen wie ein Anfänger treiben, zum Verzweifeln einförmig anzuhören. Daneben immer das Neueste in der Literatur (Hei=nes Reisebilder, Menzels deutsche Geschichte), besonders viel Lektüre von Jean Paul, dessen Stil und Manier er leider zu sehr nachahmte in seinen Schreibereien, die er täglich mehrere Stunden fort=setzte. Außerdem begann er eifrig zu komponieren; den „Erlkönig" von Schubert spielte er prächtig, und da er in meiner Goethe=Ausgabe gleich hinter dem „Erlkönig" den „Fischer" fand, so geriet er über diesen und setzte ihn in Noten — wahrschein=lich sein erstes Lied, das ich heute noch pfeifen kann. Außerdem wurden sechs Lieder fertig, die er an Wiedebein[4]) zur Begutachtung sandte, darauf eine beifällige Antwort bekam mit obligaten Win=ken und gutem Rat. Für den damals 1828 erst bekannt werdenden Schubert faßte er eine rasende Vorliebe und schaffte alles an, was von ihm zu haben war. Bei den Polonaisen mußte ich den Baß spielen und bekam viel Rüffel wegen meines un=zulänglichen Spieles. Als Schubert im nächsten Winter starb, geriet er bei der ersten Nachricht

[2]) Taschengeld für Hilfeleistungen in der Schule

[3]) Nr. 454, 1. Etage, bezogen am 1. Juli 1828 (damals wurden alle Häuser der Leipziger Innenstadt durchnumeriert)

[4]) Braunschweiger Hofkapellmeister 1779—1854

seines Todes in solche Aufregung, daß ich ihn die ganze Nacht schluchzen hörte.

Im Wintersemester richtete er dann ein Quartett ein, wobei der bemooste Glock, ein wunderlicher Genius, welcher 34 Semester studiert hatte, das Cello spielte und Täglichsbeck die Violine. Prinz Louis'sche Sachen waren bevorzugt, und mehrere Quartette komponierte Schumann selbst und brachte sie zum Vortrag. Wieck, Professor Carus und ein Herr A. Probst bildeten das collegium criticum. Beim Komponieren sehe ich ihn noch in einer närrischen Haltung sitzen: da er immer Zigarre schmauchte, biß ihn der Rauch in die Augen, weshalb er Mund und Glimmstengel möglichst aufwärts preßte und mit dem Auge abwärts schielte, wunderliche Grimassen schneidend. Auch genierte ihn noch sonst die Zigarre, da er die Melodie zum Liede gern pfiff oder vielmehr durch die Lippen säuselte, und Pfeifen mit der Zigarre im Mund doch fast unmöglich angeht. Bei Wieck trafen wir die damals neunjährige Clara, welche schon sehr hübsch spielte und mit Schumann sich kindlich neckte, weshalb ich damals schon stille Mutmaßungen über ihr künftiges gemeinsames Lebenslos hegte. In unserem Hause am Brühl wohnte zugleich auch Schulze=Delitzsch[5]) als Student, ein liebenswürdiger Comilite, guter Fechter, lustiger Sänger und überaus lebendiger Mensch, der schon damals sein späteres großes volkswirtschaftliches Talent dokumentierte; er lehrte uns z. B. wohlfeile Limonade machen aus Lompenzucker[6]) und Alaun statt Zitrone; er wußte sehr gut, Schumann und sein Talent zu taxieren, und dieser betrachtete auch Schulzen mit Achtung, doch kam es zwischen beiden zu keiner engeren Gemeinschaft. Beide später namhaft in der Welt geworden, zeigten sich damals schon als selbständige Geister, die sich nicht leicht unterordnen.

Die übrigen Allotria des Studentenlebens berührten Schumann weniger; wir lernten Schach und spielten überaus eifrig und hitzig, und unsere Nebenstube war zuletzt ein förmlicher Schachklub. Den Fechtboden besuchte er nur wenige Tage; Burschenschaft und Demagogie traten vergebens an ihn heran, auch für andere Studentengewohnheiten hatte er keinen Sinn. Doch war er einer der wohlbekannteren Musensöhne Leipzigs (man wußte von seinem Talent), dabei war er ein ansehnlicher, hübschgewachsener Jüngling, trug sich gut in der Kleidung, war eine durchaus noble Natur, keusch und rein wie eine Vestalin, im Trinken wie die Studenten alle und konnte was vertragen und liebte eine geistige Anregung am Abend unter Freunden. Ob er's später übertrieben und dadurch seine geistige Krankheit geweckt und beschleunigt hat, wie man oft sagen hört, das ist wohl möglich, doch weiß ich von der Folgezeit Genaueres nicht anzugeben. Ich schließe vielmehr, daß das fortwährende innere Schaffen, welches nie nach außen lebt, sich nie Rast und Erholung gönnte und unablässige Anspannung der Nerven erforderte, der nähere Grund zu dem Übel war, das ihn frühzeitig dahinraffte.

Bis hierher reicht mein täglicher Verkehr mit Schumann; vom Sommer 1829 an trennten wir uns und kamen auf dem späteren Lebensweg nur zeitweilig noch zusammen. Er ging nach Heidelberg, verweilte eineinhalb Jahr auswärts und besuchte mich an Ostern 1831 zuerst wieder in Wiesenburg[7]) auf einige Tage, wo er mir zugleich eröffnete, daß er sich nun definitiv für die Musik entschieden habe. Im Spätherbst 1832 kam er noch einmal auf längere Zeit hierher[8]) zu seiner Mutter, wohnte wie sonst im alten Hinterstübchen in der Burggasse, spielte mit mir eifrig Schach und komponierte darinnen seine erste Symphonie, wozu ich fleißig Stimmen mit ausschrieb, und ließ sie im November 1833 im hiesigen Gewandhaus[9]) aufführen. Nach dem Tode seiner Mutter 1836 hörten seine Zwickauer Besuche allmählich auf.

Der Zeitfolge vorgreifend, will ich hier des Zusammenhanges wegen noch meine memorabilien von ihm fortsetzen und vollenden, natürlich nur das andeutend, was ich persönlich noch mit ihm erlebte. Von 1832 an gab er Kompositionen heraus und sandte mir die ersten regelmäßig (sur le nom abbegg, papillions etc.), die noch vorhanden sein würden, wenn Nandchen[10]) sie nicht an Schnorr[11]) verschenkt hätte. Von 1834 an redigierte er die „Neue Zeitschrift für Musik" und plagte mich, ihm dabei behilflich zu sein, und so habe ich darin Ende 1835 die erste Biographie von Liszt geliefert nach einem französischen Original, das er mir dazu schickte; so bat er mich auch, ihn aufmerksam zu machen, wenn ich etwa bei meiner Privatlektüre ein hübsches Sujet entdeckte, das für Musik sich verwenden lasse. Daraus ist ganz auffällig eines seiner wichtigeren Werke entstanden: ich hatte nämlich Ende der dreißiger Jahre Englisch getrieben und dabei Stücke aus Lala Rookh (Lalla Rukh) übersetzt zu meinem Vergnügen, ohne alle weitere Absicht. Als ich 1841 bei meiner Sommerferienreise Schumann in Leipzig besuchen wollte, fiel mir plötzlich ein, daß das hübsche Gedichtchen „Paradies und Peri" vielleicht ein Sujet sei, welches ihm irgendwie für Kompositionen dienen könnte. Ich steckte es zu mir, um ihm wenigstens einen Beweis zu geben, daß ich seiner obigen Bitte nicht uneingedenk geblieben sei. Allein das Ding machte auf ihn sogleich einen gewaltigeren Eindruck, als ich erwartet hatte: er entwarf noch am selben Tag einen Plan zum Ganzen, wie er in der Hauptsache geblieben und noch in meinem Pulte vorliegt. Er hat später am Text geändert, gekürzt, auch noch

[5]) Sozial= und Wirtschaftspolitiker 1808–1883
[6]) Zuckerhut=Stücke
[7]) im Erzgebirge
[8]) Zwickau
[9]) Das Zwickauer Gewandhaus war, wie in Leipzig, früher Konzertsaal.
[10]) Ferdinande, seine Tochter
[11]) Schnorr v. Carolsfeld



EMIL FLECHSIG
der Verfasser der hier mitgeteilten Erinnerungen.

einige sehr hübsche Stücke selbständig zugesetzt, im ganzen aber mein Machwerk beibehaltend.

Hieran muß ich zwei Anekdoten anknüpfen, die in das dunkle Gebiet des Seelenlebens spielen und die mich bei allem Unglauben doch frappiert haben. Als ich mit meiner Peri in der Tasche bei ihm eintrat, fand ich ihn in der glücklichsten Laune; er war eben erst verheiratet, fast noch in den Flitterwochen; er rief entzückt aus: „Jetzt bin ich so schaffenslustig, ich möchte was ganz Besonderes machen, ich möchte so gern in den Orient, in die Rosengärten von Persien, in die Palmenhaine Indiens, oh, mir ist, als möchte mir jemand den Stoff bringen, der mich dahin führte." Ich stand wie verblüfft vor ihm, konnte gar nicht begreifen, wie er gar so deutlich beschreiben konnte, was ich in meiner Tasche trug und eben ihm bringen wollte, kurz, die ganze Szene ist mir noch heute ein psychologisches Mirakel, der Ausbruch eines Ahnungsvermögens, das auch unsichtbare Dinge wittert, wenn sie in der Nähe sind.

Das zweite Anekdoton spielt in der Studentenzeit: er hatte eine brillante Tasse von seiner Schwägerin Therese erhalten, aus der er täglich trank. Eines Morgens erzählte er mir, er habe geträumt, ich zerbräche die Tasse, und mahnte mich zur Vorsicht; der Traum wiederholte sich, ich nahm mich in acht, die Tasse nicht zu berühren, und zerbrach sie doch auf eine fast unglaubliche Weise: ich griff nämlich hastig nach einem Gegenstand, erfaßte ihn aber nicht fest, sondern schleuderte ihn durch den heftigen Stoß meiner Hand durch die offenstehende Tür hinaus; er flog in die Küche, dort fiel er gerade mitten in den Tassenkorb hinein, alles andere war unversehrt, nur die besagte Tasse war entzwei.

Ich habe auf Träume und Ahnungen nie etwas gehalten, muß aber gestehen, daß die beiden Fälle mich nachdenklich gemacht und in mir den Glauben geweckt haben an Vorempfindungen der Seele — namentlich bei phantasiereichen Menschen, welche die Sphären singen hören, wie die großen Musiker — warum könnten sie nicht auch dunkle Vorgefühle im Reiche irdischer Dinge haben?

In den 1840er Jahren sahen wir uns immer seltener, etwa jährlich einmal; 1847 war er hier[12]), führte die Peri selbst auf in einem Wohltätigkeitskonzert und wurde in seiner Vaterstadt schon ansehnlich honoriert. 1848 habe ich ihn zum letzten Male aufgesucht und gesehen in Dresden, in der Reitbahngasse. Er arbeitete eben an „Genoveva", hatte in seinem Zimmer eine Menge Bilder und Kupferstiche mit Wald, Hirschen und Jagden um sich her liegen und sagte, das versetze ihn in die richtige Stimmung zu diesem Werk. Wir gingen dann von seiner Wohnung auf die Terrasse[13]) bis an Rietschels damaliges Atelier und nahmen Abschied — nicht ahnend für diese Erdenwelt. Rietschel fertigte damals die Marmordoppelbüste, welche in Gips in meiner Stube hängt und einfach in Bronze an seinem Geburtshause angebracht ist; letzteres wurde ausgeführt 1860 zu seinem 50. Geburtstage, wo seinem Andenken zu Ehren ein dreitägiges Musikfest hier veranstaltet wurde, dem auch Franz Liszt beiwohnte. Daß ein so großer Meister wie Rietschel ihn modellierte, nahm er als selbstverständlich an und ihm zukommend; wie er als Knabe zuerst vor mir steht, mit seiner fixen Idee, „einst ein Ungewöhnlicher in der Welt zu werden", so steht er mir auch beim letzten Abschied da, beschäftigt mit seinem Nachruhm, eintretend in die Werkstatt, wo Erz und Marmor bedeutende Menschen für die Nachwelt aufbewahrt. Übrigens aber ist für mich die Wiener Lithographie, die er mir 1839 geschenkt hatte[14]), weit wertvoller als der Gipsguß, da sie mir am besten seine irdische Erscheinung zurückruft.

Von seinem bald darauf genommenen Aufenthalt in Düsseldorf, seinem kurzen Glück und Wirken daselbst, seinem schnellen Dahinsinken hat mir Wasielewski, sein Biograph, erzählt, welcher 1856 Notizen zu seinem Lebenslauf sammelte und auch mich in dieser Absicht besuchte, kurz nach seinem erlösenden Tode. Wen sollte nicht der schnelle, düstere Untergang dieses Gestirnes, sein freiwilliges Hinabtauchen in die Fluten des Rheines und die darauffolgende Geistesnacht in Endenich mit Trauer erfüllen?

Was ihn dazu geführt? Ich erinnere mich, wie ihn schon in früher Jugend eine wahnsinnige Vorliebe

[12]) in Zwickau
[13]) Brühlsche Terrasse
[14]) von Kriehuber; befindet sich — mit Schumanns Widmung „seinem liebsten Freunde Emil Flechsig" — noch im Familienbesitz.
[15]) 1779—1805

für geniale Menschen erfüllte, die in ihrem Schaffen sich selbst zerstören. Lord Byron war frühe schon mit seinen Extravaganzen ihm ein hohes Ideal, und namentlich dessen wildes, sich selbst zerwühlendes Leben erschien im als etwas unendlich Großes. Sonnenberg[15]) (des Donatoadichters) phantasti= sches Leben und Selbsttötung in Jena imponierte ihm gewaltig, von Hölderlins 40jährigem gei= stigem Nachtleben wußte er schon in den 1820er Jahren und sprach davon mit scheuer Ehrfurcht. Beethovens struppiges Haar über dem verdüster= ten Antlitz war ihm das echte Künstlergesicht, das er fast nachzuahmen liebte. Was ihm selbst zuletzt durch die Seele gegangen, ob körperliche Leiden allein sein Wesen zerstört, ob verfehlte Pläne dazu mitgeholfen, ob Gedanken an ein auffallendes Ende in seinen irren Geist gedrungen und zu verworre= nem Entschlusse ihn hingerissen haben: wer mag's zu sagen! Ich habe oft im stillen mich seiner früheren Seelenstimmungen erinnert und mancherlei Gedan= ken gehegt, die ich verschließe. Friede seiner Asche! Friede über der Asche aller edlen Menschen, die im Leben über das Gemeine hinausstreben, und er gehörte zu diesen! Es ist eine traurige Betrachtung, daß das Erdenwallen der Dichter und Künstler, daß das Los derer, die in höhere Regionen steigen, die uns selbst dahin emporheben und überirdische Freuden bereiten (joy not of this world), fast immer ein schweres ist. Doch

„Wo Du das Genie erblickst,
erblickst Du auch die Dornenkrone".